

## *Einführung*

### *Im Anfang ist mein Ende*

Literaturwissenschaft und Theologien der jüngeren Zeit haben klargestellt, dass es keinen neutralen Zugang zur Bibel geben kann. Als Mann, der sich mit einem antiken Textkorpus aus Mythen und Theologien beschäftigt, und damit auch seine eigene Verbundenheit damit eingesteht, musste ich alles von mir einbringen:

Meine Leidenschaft, meinen Protest, meine Poesie und meine Bereitschaft, mich wirklich auf die Legenden und Traditionen der jüdisch-christlichen Tradition einzulassen.

Das Patriarchat als gesellschaftliches Konstrukt ist inzwischen weithin als System identifiziert, das Frauen marginalisiert und diskriminiert, das Kriege provoziert und führt, Unschuldige unterjocht, und sich durch Gehirnwäschen jene Strukturen und Formen schafft, die es braucht um weiterzuexistieren.

Für den Grossteil meines bewussten Lebens habe ich diese Polemik gegen das Patriarchat gehört. Die feministische Kritik hat sich mir eingeprägt und mir die Augen geöffnet für die offensichtlichen und für die verborgenen Strukturen, die weisse und männliche Vorherrschaft in unserer Kultur bevorzugten. Ich war und bin beeinflusst von der feministischen Kritik des Patriarchats und weiss inzwischen aber auch genau, dass sie nur ein Teil der Wahrheit sind.

In den späten Achtzigern begann ich mich wieder mit der Herrschaft von Männern in Geschichte und Geschichten zu beschäftigen, dieses Mal wegen der Männerbewegung. Ich begann mich zu fragen, ob es denn an der Männer-Väter-Tradition auch gute, helle Seiten, zumindest aber bedenkenswerte, wahre Einsichten zum Mann- und Menschsein gebe.

Die Männerbewegung dieser Zeit wollte neue Bilder vom Mannsein zeigen, einen sicheren Hafen schaffen, in dem Männer ihre eigenen Fragen stellen und Unterstützung in einem neuen Kreis von Brüdern finden konnten.

Die Vordenker dieser Bewegung vermieden dabei peinlich alles, was zu tief mit dem traditionellen Männerbild verbunden war. So zogen sie Volksmärchen den griechisch-römischen Heldensagen oder den Geschichten der jüdisch-christlichen Tradition vor, und die Gebräuche von Ureinwohnern den Riten der Kolonisatoren. An anderer Stelle sollten Männer gar ihre ganz eigenen Mythen schreiben – wenig bewusst der Tatsache, dass diese zumeist in eigenen unhinterfragten Voraussetzungen wurzelten.

Meine eigene Arbeit mit der Genesis begann an einem anderen Punkt: Ich machte mir Bereschit zu eigen, las, schrieb und arbeitete damit als Lehrer und Therapeut. Mit wurde klar, dass bei aller Rede über Väter und Söhne sich niemand mit den Vätern und Söhnen unserer eigenen Kultur und Religion beschäftigte: mit Avraham, Jizchak und Jaakov, später Jisrael genannt. Und niemand sprach bei Brüderlichkeit über Kajin. In dieser sogenannten Bewegung hielt man es für nicht notwendig, diese reichhaltigen und verunsichernden Geschichten überhaupt anzuschauen. Männer schienen zu fliehen vor dieser Männlichkeit und dem Buch, aus dem sie kam.

Ich wollte herausfinden, was diese Männergeschichten und das Patriarchat bedeutete: Nicht als Plattitüde, nicht als Polemik sondern als Mythologie<sup>5</sup>, als Teil meines eigenen spirituellen und intellektuellen Erbes. Obwohl dieses Erbe bisher nur weissen, gebildeten Männer zuzufallen schien, war es darum schon diskreditiert? War dieses Erbe dermassen tot und tödlich, wie viele behaupteten? Konnte ich mir gar einiges davon bewusst aneignen? Wo sollten Männer wie ich ihre Wurzeln überhaupt

---

<sup>5</sup> Pitzele benutzt im Originaltext die Wortschöpfung „Myth-Theology“ als Zusammenziehung der Worte „Myth“ (Mythos, Sage) und „Theology“.

finden? Was an der Männer- und Vätertradition müssen wir uns bewusst machen und vor Augen führen, damit wir nicht mehr Gefahr laufen, uns in seinem Schatten oder seiner Verleugnung zu verlieren? Kurz: Habe ich als Mann eine jüdisch-christliche Tradition, auf die ich bauen kann?

Als meine Reise in diese Tradition etwas ‚öffentlicher‘ wurde, fragten mich Freunde: Warum gerade dieses Buch? Zuerst antwortete ich mit Gegenfragen und Verteidigungen. Dann merkte ich, wie nah mich diese Fragen an mein wirkliches Interesse an der Genesis heranführten. Ganz tief in mir fand ich ein Gewimmel von Antworten, die alle aus verschiedenen Aspekten meiner Persönlichkeit stammten. Wie alle Antworten auf den Koan „Wer bist Du?“ waren sie alle gleichzeitig richtig und gleichzeitig unvollständig.

Warum also Bereschit, warum die Genesis? Weil ich trachte herauszufinden, was es für mich heisst, Jude zu sein. Ohne ein Jota jüdischer Erziehung ging ich durch christliche Internate und setzte bis in meine späten Vierziger keinen Fuss in eine Synagoge. Als wäre mein Judesein durch das Anti-Jüdische meines Vaters tief in mir verschlossen und – in Teilen auch – durch die Schatten des Holocaust. Ich war schlicht nicht sicher, wenn ich mich als Jude zu erkennen gab. Aber ich konnte mir unter dem intellektuellen Vorwand erlauben, dem auf die Spur zu kommen, was mit der Zeit eine eigene, jüdische Identität wurde.

Meine Beschäftigung mit der Genesis war auch die Beschäftigung mit meinem eigenen, strengen Vater. Ich weiss, wie viel von meiner Identität durch seine Träume und seine Hoffnungen für mich geformt wurde. Ich weiss auch, wie stark ich mit ihm gekämpft habe. Obwohl er kein Avraham war und ich kein Jizchak, fand ich in diesem Vater-Sohn-Paar ein kraftvolles Bild für meinen Vater und mich. Ich fand in der Akedah ein Bild für das Eingebundensein in die Abhängigkeiten des Vaters, und fand in der Genesis einen Strauss von Geschichten darüber, wie Generationen von Vätern und Söhnen miteinander verknüpft sind. Mit diesen Geschichten habe ich mich selbst gefragt, was ich von meinem Vater erhalten habe und was ich meinem Sohn und meiner Tochter weitergebe.

Bereschit anzunehmen gibt mir Identität als ein Wanderer in einer wandernden Kultur. Das Gefühl, von der Vergangenheit losgelöst zu sein als Fremder in einem fremden Land, hat mich seit meiner Kindheit verfolgt, im Irrsinn des Krieges und seiner Nachwehen. Meine Familie zog alle paar Jahre um, und als ich sieben war, trennten sich meine Eltern.

Die Gebrochenheit meiner eigenen Familie entsprach der sozialen Wirklichkeit einer Welt von Flüchtlingen und Entwurzelten, in der ich aufwuchs. Ich fühlte mich, mit Paul Cowan gesprochen, als „Waisenkind der Geschichte“.

Ich fand in der Genesis Figuren, Männer und Frauen, die ebenso Migranten und Wanderer waren. Sie haben eine befremdliche Beziehung zu ihrer Vergangenheit, gleichzeitig verbunden und getrennt, und schaffen im Aufbrechen und Ankommen eine eigene, neue Tradition – ringen um Sinn aus einer Lebenserfahrung der Einsamkeit in einem Universum, das weder Verstand noch Vorstellungskraft ganz erfasst. Und doch bestehen sie. Sie sind hoch empfänglich für Rufe, die sie erreichen, und fragen sich doch jedes Mal, ob es die Stimme Gottes, die Stimme des Teufels oder schlicht jene des Wahnsinns ist, die sie hören. Und sie finden eine Berufung, die sie alles kostet.

Auch in meinem Leben haben solche unbestreitbaren geistlichen Erlebnisse mein Leben bezeichnet. Warum Genesis? Nun, weil ich dort mythische Vorfahren fand, die aus ihren seltsamen und radikalen spirituellen Erfahrungen Sinn konstruierten. Und weiter, weil diese Vorfahren vor den beiden Traditionen Judentum und Christentum waren, deren Bekenntnisse erst noch geschrieben werden mussten. Die grässliche und zerstörerische Geschichte kanonisierter Texte und rigider Orthodoxien bestimmen die Welt der Väterherrschaft nicht; ihre Geschichten brauchen nicht die Dogmen nachträglicher Erklärer.

All das also kann ich sagen und noch viel mehr, und in allem ist Wahrheit, aber in der Summe gibt es noch kein Ganzes. Irgendetwas entzieht sich, irgendetwas kann ich nicht auf den Punkt bringen. Ich glaube, es liegt im Primitiven, mit meinem Bedürfnis mit dem Irrationalen in Kontakt zu sein, dem Wilden, dem Grausamen gar, auch in mir. Wenn Religion etwas ist, das aus Menschen eine Glaubensgemeinschaft macht, dann war ich auf der Suche nach einer Glaubensgemeinschaft, die die Genesis las, wie ich sie las: als ursprüngliche Schrift, deren raue, vortheilige Kraft mich aus meiner dogmatischen Sicherheit rüttelt und mich aussendet in die immense spekulative Sicht auf die Herrschaft der Väter.

So ist meine Sicht auf „Patriarchat“ jetzt nicht mehr jene der Feministinnen. „Patriarchat“ ist nun eine höhere Mytheologie, gebildet auf schlichter und manchmal tragischer Verarbeitung der Grenz- und Einsamkeitserfahrungen des Menschseins in der Welt, auf der Erfahrung des Getrenntseins von der ursprünglichen Schaffenskraft der Natur und auf

unserer Suche nach Zusammenhang: etwas Sinnhaftigkeit, die unsere wandernde Seele in einer Welt schöpferischen Zwecks zu verankern vermag. Vielleicht mögen Männer diese Geschichten zusammengestellt und kanonisiert haben, doch scheinen sie mir – zuzeiten – über alle Geschlechter hinaus zu sprechen; sie tasten sich an eine gemeinsame Psychologie der Seele heran. Anstelle eines Instinkts bei Wesen der Natur haben Menschen ... ja, was eigentlich? Ihre Vorstellungskraft, ihre Imagination. Sie ist unser Gott. Die Mytheologie der Väterherrschaft stellt uns eine Welt aus Legenden vor Augen, in der Männer und Frauen, belastet und begabt mit jener Imagination, nach Wegen suchen, ihren Schöpfungswillen auszudrücken. Diese Männer und Frauen sind verwickelt in eine Beziehung zum schöpferischen Gott. Dieser Gott ist der Grenzenlose und der auf den Grenzen, in der persönlichen Imagination und über sie hinaus. Mit diesem „Gott“ schmieden diese Männer und Frauen einen Bund mit dem Universum und damit finden sie eine Möglichkeit, in der Welt zu sein, die ihnen eine Ahnung von Zweck, Sinnhaftigkeit und Bedeutung geben.

Ich sehe diese Väter-Geschichten als unsystematischen Versuch unserer entferntesten Ahnen, eine Weltgeschichte zu entwerfen, in der Frauen und Männer sich selbst verstehen und eines Geistes sind. Gleichzeitig müssen diese Welt-Geschichten, sollen sie kongruent sein mit der Wirklichkeit menschlichen Lebens, die komplexen und widerstreitenden Kräfte widerspiegeln, die in unserer Seele fest verankert zu sein scheinen. Die Mythen der Väterherrschaft sind kraftvolle Konstrukte einer geistlichen Psychologie, vielleicht gar vollere und fruchtbarere als jene, mit denen wir heute in der wissenschaftlichen Psychologie arbeiten. Diese Psychologie beschäftigt sich mit Irrsinn und Träumen, Visionen und Offenbarungen, mit dem Dämonischen und dem Erlösenden, mit dem opfernden und den mörderische Impulsen in unseren Herzen. Diese Erzählstränge machen aus Bereschit eine Geschichte von Männern und Frauen, die nicht nur gewalttätige Eindringlinge sind, sondern einfach auch Wesen aus Ton und Geist, die verstehen wollen, wie man in so etwas wie ernsthafter und liebevoller Beziehung zum Leben existieren kann. Und Genesis erzählt, auf welch wackligen Beinen diese Beziehung immer wieder steht, wenn wir sie überhaupt zustande bekommen.

Es geht auch um den Tod. Tod gibt der menschlichen Seele einen Berührungspunkt zur Notwendigkeit; aus unserer Beziehung zum Tod erringen wir unsere höchsten Berufungen. Hier sind die Geschichten mit Dunkelheit verbunden. Der Gott der Väter braucht keinen Teufel, hat er doch sein eigenes dämonisches, rätselhaftes Antlitz. Wenn er denn gerecht ist,

hat Seine Gerechtigkeit oft wenig zu tun mit unseren Vorstellungen von Fairness und Moralität. Die Menschen erringen durch ihre spirituellen Initiationen ein Wissen um gut und böse und darum, dass Gott ausserhalb ihrer Kontrolle ist. Durch sie und mit ihnen lernen wir, dass wir zwei Naturen haben, die stetig in uns miteinander im Kampf liegen. Mit einer Vorstellung, die sich verdichtet um Licht und Finsternis, sind wir frei, unsere Wirklichkeit zu wählen und – in Teilen auch – zu erschaffen. Hier werden diese Geschichten in rätselhaften Mythen erzählt.

Und schliesslich wird die Frage voll und ganz durch dieses Buch beantwortet. Lasst uns diese Mythen und Geschichten wieder neu und frisch lesen, in ihre Irrgärten eintreten. Dort treffen wir auf die Spektralenergie der Vätergeschichten.

Wir werden dabei uns selbst begegnen und vielem, was in uns lebt.

---

Ich bin mir völlig bewusst, dass mein Zugang zu Genesis – Bereschit ungewöhnlich ist. Als Amateur versuche ich es und riskiere damit Fehler, die ein professioneller Gelehrter nie machen würde, und riskiere, zu „grundlegenden“ Einsichten zu gelangen, die jener Profi als banal abtut. So nehme ich mir das Diktum des US-amerikanischen Lyrikers Wallace Stevens zu Herzen: „Für jegliche Originalität ist der Mut nötig, ein Amateur zu sein.“

Was aber sicher am ungewöhnlichsten ist an meinem Zugang, ist die Tatsache, dass ich vom Psychodrama her komme. Dies ist eine klinische Methode, in der eine Gruppe spontan eine persönliche Geschichte darstellt, einen Traum oder eine Fantasie, und dies unter Anleitung eines dafür ausgebildeten Profis. Unter dem allgemeineren Namen „Rollen-spiel“ bekannt, hat es den Zweck, die Beteiligten zu spontanerer oder kreativerer Art zu befähigen, ihr Leben zu gestalten. Jeder aus der Gruppe kann dabei Rollen von wichtigen anderen spielen, aus der Vergangenheit oder vorgestellten Zukunft, oder verlorene oder abgespaltene Teile der Persönlichkeit eines Anwesenden. Kein Drehbuch ist dafür nötig. Als Gruppenarbeit ist das Psychodrama eine Art gemeinschaftliche Therapie; das dabei entstehende „Drama“ kann man weder verbessern noch wiederholen. Einmal nur blüht es auf, berührt alle Anwesenden und kann nie wieder geschaffen werden.

Über ein Jahrzehntlang habe ich Psychodrama klinisch betrieben, in der Privatstation der Psychiatrischen Abteilung des Four-Winds-Hospitals im Norden von New York City. Während meiner Arbeit dort fand ich in dem Arzt und Klinikgründer Dr. Sam Klagsburn einen Freund und Mentor. Eine seiner vielfältigen Aktivitäten war die eines Lektors am Jewish Theological Seminary (JTS) in New York.

Im März 1984 bat er mich, für ihn eine Doppelstunde zu übernehmen. Thema waren Führungsqualitäten. Ich fühlte mich, um es vorsichtig auszudrücken, sehr unwohl. Ich kam mir vor wie ein Ersatzspieler in einer Profimannschaft für einen Sport, den ich nicht beherrsche und vom dem ich nicht mal Ahnung habe. Wahrscheinlich, so dachte ich, würde ich mich nicht nur zum Narren machen, sondern auch noch eine derartige Unkenntnis der eigenen jüdischen Herkunft beweisen, die schon fast als Missachtung gelten müsste. Aber ‚Nein‘ sagen ging einfach nicht. So erklimmte ich an jenem Morgen (ich rede mir immer ein, es muss ein 1. April gewesen sein) die vier Stockwerke des JTS, um in das Klassenzimmer von Dr. Klagsburn zu kommen, wo fünfzehn Männer auf mich, nicht Dr. Klagsburn, warteten. Ich begann mit einigen Präliminarien und Entschuldigungen und begann dann mit folgenden Sätzen: „Ich weiss, dass Sie sich bisher mit Führen und Gemeindeführern beschäftigen. Darum möchte ich Ihnen heute morgen vorschlagen, sich in die Figur von Mosche hineinzuversetzen, in seinen Schuhen zu gehen, und mir, als der Mosche, der Sie sind, einige Dinge über Führungsqualitäten, über Leiterschaft zu erzählen, die Ihnen besonders wichtig scheinen.“ Diese Idee kam mir, da es am nächsten zu jener Methode kam, die ich im FourWinds praktizierte, das Rollenspiel, wobei ich niemals zuvor jemanden zu einem Spiel mit einem biblischen Text eingeladen hatte.

Zuerst blieb es ruhig. Meine Gedanken rasten: Ich hatte keine andere Idee, kein weiteres Konzept. Wenn sie darauf nicht ansprächen, hätte ich's vermasselt. Es würden dann die längsten 90 Minuten meines Lebens werden. Dann ging eine Hand nach oben. Das wird jetzt der Klassensprecher sein, dachte ich, der den stellvertretenden Dozenten informiert, dass dies nicht die Art und Weise sei, wie man Studenten auf das Rabbineramt vorbereitet. Doch es kam anders:

„Also, ich weiss nicht, was sagen.“

„Sie sind jetzt Mosche“, erinnerte ich den Studenten.

„Also gut“, sagte er, „ich bin Mosche und als Mosche weiss ich nicht, was sagen. Ich bin kein guter Redner, schon gar nicht vor so vielen Menschen,

ist stottere und wenn ich vor so vielen Leuten reden muss, dann ergreift mich das schiere ...“

„Entsetzen?“ , soufflierte ich.

„Ja, Entsetzen. Aaron redete immer für mich, aber heute war er nicht da.“

„Danke“, sagte ich. Ruhe. Dann eine weitere Hand:

„Ich bin Mosche und muss diese Leute irgendwo hinführen, nur weiss ich nicht, wohin. Ich habe keine Landkarte und sie streiten sich ständig.“

„Danke“, sagte ich. Die sich anschliessende Stille war schon etwas kürzer. Eine weitere Hand ging nach oben. Es schien etwas zu passieren. Ich rief einen weiteren Mosche auf.

„Ich bin Mosche und muss die Thora bringen. Ich muss den Leuten etwas von den Weisungen erzählen, die davon keine Ahnung haben, die nicht wissen, wie sich verhalten, was recht und was falsch ist und wie man einen Gemeinschaft aufbaut. Wer bin ich, ihnen das zu sagen. Und warum sollten sie auf mich hören.“

Nun stiegen die Hände in die Luft. Es ging die ganze restliche Stunde so weiter.

Als die Studenten das Klassenzimmer verliessen, bekundeten sie weiteres Interesse an diesem, ich nannte es, Psychodrama mit der Bibel. Ich habe zum ersten Mal erlebt, wie Menschen, unter der Maske einer biblischen Figur, über ihre eigenen Zweifel, Hoffnungen und Ängste redeten. Vielleicht ernsthafter und ehrlicher, als sie es ohne diese Maske hätten können. Ein Student schien noch bleiben zu wollen und kam zu mir, als alle schon gegangen waren. Er habe es sehr interessant gefunden, habe vorher noch nie so etwas gemacht und finde, das sei eine Form von Midrasch gewesen.

„Midrasch?“ fragte ich. Er schrieb die Buchstaben auf die Tafel und schaute mich mit einem „Das-solltest-du-doch-kennen“-Blick an. In Wirklichkeit hatte ich das Wort zum ersten Mal in meinem Leben gehört.

„Midrasch kommt von diesem hebräischen Verb“ und schrieb drei damals für mich unentzifferbare hebräische Zeichen an die Wandtafel, „was so viel heisst wie fragen, suchen, untersuchen.“ Ich starrte die Zeichen an.

„Ich muss in die nächste Stunde“, rief er im Hinausgehen, „aber war wirklich spannend.“ Und allein war ich.

Ich erinnere mich, wie befremdlich das alles auf mich wirkte: Ich hatte aus blanker Verzweiflung eine meiner klinischen Psychodramamethoden mit meinem Interesse an literarischen Texten zusammengeworfen und plötzlich hatte diese Konstellation sogar noch einen alten hebräischen Namen. Ich musste irgendwie lächeln, war aber vor allem froh, dass die Stunde vorbei war.

Sam berichtete mir dann einige Tage nachher, dass die Klasse meine Stunde sehr genossen habe, und ich freute mich, dass er sich freute. „Sie wollen, dass Du wiederkommst und das nochmal mit ihnen machst.“

So wurde das geboren, was heute Bibliolog heisst. 1992 brachte der deutschstämmige Philosophieprofessor Björn Krondorfer von der Uni Maryland ein Buch heraus, das auf Deutsch unter dem Titel „Der Text im Körper“ erschien: Beiträge zu erfahrungsbezogenen Zugängen zu biblischen Texten, besonders auch zur Methode des Bibliodrama, die Anfang der Neunziger einen grossen Aufschwung hatte. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, dass ich gerade im jüdischen Kontext US-Amerikas etwas ähnliches tat, was Christen in Europa zeitgleich entdeckten. Ich schrieb an Krondorfer und wir trafen uns, und 1997 lud er mich als Hauptreferent auf eine Bibliodrama-Tagung in Deutschland ein, nach Bad Segeberg. Meine Frau Susan und ich gingen hin und trafen auf dieser Tagung auf eine ganz neue Art theologisch Denkender und Lehrender, auf Pfarrpersonen, Kunstschaffende oder Erwachsenenbildende, die Menschen die Bibel auf verkörperte, imaginative, seelenvolle Art nahebringen wollten.

Am wichtigsten war uns die Begegnung mit Frank Muchlinsky und Uta Pohl-Patalong. Sie erkannten als erste den eigenen Beitrag des Midrasch für diese erfahrungsbezogene Bibelauslegung, und merkten als erste, dass sie damit für ihre Arbeit als Pfarrer bzw. Dozentin ein Modell erhielten, mit dem sie auf einmal mit einer ganzen Gemeinde statt nur mit einer Gruppe arbeiten konnten.

Ein Jahr später kam ich erneut nach Deutschland, um Uta, Frank und anderen Interessierten diese Form von „Midrasch-Bibliodrama“ zu vermitteln. Fünf Tage dauerte diese allererste „Ausbildung“, die nach dem Vorbild von Rikvah Waltons Ausbildung am „Bibliodrama Training Institute“ 1993 entwickelt wurde. Dieses Institut benannte sich später um in „Institut für zeitgenössischen Midrasch“.

In den kommenden Jahren kamen Susan und ich oft nach Deutschland, um Aufbau- und Vertiefungsformen zu lehren. Wir taten das dann auch noch in Finnland und Norwegen, Israel und Kanada und setzten natürlich unsere Arbeit in den USA fort. In keinem Land aber entwickelte sich eine so starke Gemeinschaft mit so klaren Ausbildungsstrukturen wie in Deutschland.

Ein Grund dafür ist sicher, dass eine gewisse erfahrungsorientierte Methodik bereits existierte und breit angenommen wurde. Mit unserer neuen Methode schien sich dieser Zugang zu erleichtern, man hatte einen einfacheren und schnelleren Zugang dazu. Zusätzlich half es, dass Uta die Methode systematisierte und daraus zwei Bücher machte (s. letzte Seite).

Sechs Jahre später, 2006, wurde klar, dass diese Methode sich stetig selbstständigte und – um nicht mit „Bibliodrama“ verwechselt zu werden – einen eigenen Namen brauchte, der beide unterschied. Ich kam auf den Begriff „Bibliolog“, der schnell akzeptiert wurde. Kurz darauf wurde das „Internationale Netzwerk Bibliolog“ gegründet. Meine Frau Susan und ich beauftragten die ersten Trainerinnen und Trainer. Inzwischen gibt es über 30 solche zertifizierten Trainer, die bisher über 3000 Personen in der Anleitung dieser Erfahrung ausgebildet haben.

---

Dieses Buch ist ein frischer Blick auf Bereschit, zwar ungewöhnlich, aber doch in einer alten, erneuerten Tradition, wie ich heute weiss: *Midrasch*. Inzwischen habe ich mich auch eingehender mit dieser Methode beschäftigt.

Midrasch heisst auf Deutsch so viel wie untersuchen, es ist die Bewegung des Herausfindens. *Midraschim* (so die Mehrzahl) geschahen in vielen Formen, von der Analyse bis zu der Schaffung von Fabeln und Geschichten, die die niedergeschriebenen verstärkten und ergänzten. Midrasch klärte strittige Passagen oder Widersprüche innerhalb der Texte, diente der Erhellung der Texte, der Erklärung, dem Verständnis, der Vergegenwärtigung seiner Absicht und impliziten Verhaltensregeln, ihrer Leitgedanken und Mitzwot. Midraschim füllen dicke Bücher und existieren bis heute zu zahllosen Gelegenheiten – mündlich, volkstümlich und rabbinisch – in den Familien zu Hause, in den Synagogen und den Battei Midrasch (Studienhäuser).